

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 326.

Montag, 28. November

1932.



Die Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der Kantor warf erregt die kleine, silberne Dose auf den Tisch: „Wo wollen Sie denn anfangen . . . um Gotteswillen? Wo ist denn hier eine sichtbare Grenze? Bedenken Sie, wieviel heidnische Bräuche aus Bergangenen ins Christentum geglitten sind! Sie müßten zum Beispiel auch den deutschen Weihnachtsbaum verbannen, der heidnischen Ursprung hat. Glauben Sie etwa, daß das Volk sich den nehmen läßt?“

„Ich will,“ überhörte Johannes Durlacher seine Frage, „meinen Beichtkindern mit der Gotteszuversicht kommen, die Berge verseht. Denn wer in tiefster Seele den Glauben trägt daran, daß kein Sperling vom Dach fällt ohne göttliche Bestimmung, der wird niemals daran denken, furchtsam die Träume der zwölf Nächte zu entrispfeln . . . die Toten zu beschwören und in der Christnacht am Kreuzweg die Zukunft zu erlauschen.“

Der Kantor warf einen Blick auf die Schwarzwälderuhr an der Wand und erhob sich: „Sie werden es mit all Ihrem frommen Eifer nicht ändern können, Herr Pfarrer, da es mehr Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt. Und darum kann man in solchen Fragen nicht zart und leise genug sein. Mit Ihrem eisernen Besen ist garnichts gewonnen . . .“

Der Kantor hielt seinen schwarzen Schlapphut in der Hand: „Da wir aber nun gerade bei diesen Dingen sind, so sagen Sie mir nur eines uns Himmelswillen: Warum erfüllen Sie nicht die stürmische Forderung der Gemeinde und lassen endlich die Madonna vom Feldweg entfernen?“

Johannes Durlacher fuhr herum: „Das geht nicht!“ sagte er betroffen.

Der Kantor legte seinen Hut auf den Stuhl zurück: „Zwanzig Jahre lastet jetzt der Fluch der zürnenden Mutter Gottes auf Heiligenkreuz. Zwanzig Jahre hat das Dorf keinen Glauben mehr an eine gnadenreiche Fürbitterin. Hochwürden . . . das ist nicht mehr zu ertragen!“

Der Pfarrer sah hinaus in den märzlichen Vorgarten und schwieg. Beschwörend legte ihm der Kantor die Hand auf die Schulter:

„Die Kapelle wird scheu gemieden von der Gemeinde. Um Mitternacht solls dort umgehen. Immer mehr er-

greift das Grauen die Gemüter. Immer schauriger werden die Legenden im Dorf . . .“

Der Kantor wartete . . . der Pfarrer schwieg.

„Mitte August . . . Hochwürden . . . wurde damals die Krone der Heiligen geraubt. Ich will hier nicht aufzählen, was in den zwanzig Jahren Mitte August alles für Unglück über uns hereingebrochen ist. Ich erinnere Sie nur daran, daß vor zwei Jahren sich der Bürgermeister erhängte, nachdem er im Jähzorn seine Frau erstochen hat, und daß im vorigen Jahr der verhängnisvolle Hagel die Obstbäume kahl rasierte. Es gährt im Dorf! Wie Gewitterschwüle wird die Angst in allen Gehirnen brüten, je näher der Sommer heranrückt. Wenn in diesem August wieder ein Unglück geschieht, ist der Aufruhr fertig.“

Johannes Durlacher sah durchs Fenster und fragte mit gepreßter Stimme: „Sind Sie bald zu Ende, Herr Kantor?“

„Gleich! Nur noch einmal die Frage: Warum erlösen Sie nicht das verängstigte Dorf von diesem schweren Alldruck? Warum geben Sie der Gemeinde nicht eine Mutter Gottes, die nicht unwittert ist von düsteren Legenden?“

Johannes Durlacher atmete kurz und erregt: „Ich darf nicht!“

„Sie dürfen nicht?“ Der Kantor stand verduht: „Warum dürfen Sie nicht?“

Da wandte ihm der Pfarrer entschlossen das straffe Gesicht entgegen und sah ihm fest in die Augen: „Weil es . . . weil es mehr Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt!“

Ein paar Herzschläge lang stand der Kantor in dem Blick des Pfarrers gefangen. Dann stülpte er seinen Schlapphut auf den hageren Kopf und sagte unter der Türe:

„Dann müssen Sie der Stimme folgen, die Ihnen diese Erkenntnis gebracht hat.“

Johannes Durlacher sah vom Fenster aus dem Kantor nach, der lang und hager in seinem wehenden Mantel durch den kahlen Vorgarten stürmte und hinter den weißen Mauern der Kirche verschwand. Dann setzte er sich vor seinen Schreibtisch und stützte das Gesicht in die Hände:

Wann endlich war der Passionsweg von Heiligenkreuz zu Ende? Wann brachte der reuige Sünder die Krone der heiligen Mutter zurück?

Es war still in dem großen, dunkelgetäfelten Raum. Nur die Schwarzwälderuhr tickte, und im Kachelofen knisterten die Flammen. Zwischen den Fenstern standen in Reih und Glied Hyazinthengläser. Ein zarter Frühlingsdust schwebte süß und ein wenig betäubend aus den blühenden Dolben der Blumenzwiebeln. Johannes Durlacher hob den grübelnden Blick zu dem Kreuzifix über dem Schreibtisch empor in lastender Sorge:

Wann endlich schlug die Stunde der Erlösung für Heiligenkreuz? Wann brachte der reuige Sünder die Krone der Madonna zurück?

Zögernd sank die graue Dämmerung. Der Märzwind klopfte mit knospenden Kirschbaumzweigen an die Fenster Scheiben. Am Haustor schlug plötzlich schrill und kurz die Glode an.

„Die Kathrin!“ dachte Johannes Durlacher und raffte seine ganze Entschlossenheit zusammen, um vor den verstörten, jungen Augen bestehen zu können. Er wartete. Draußen im Flur gingen leise, flüsternde Fragen hin und her. Dann kam von der Türe herüber ein leises Klopfen.

Wie versteinert stand der Pfarrer und starrte die junge Fremde an, die sich durch einen schmalen Spalt herein hob und die Türe sorgfältig hinter sich verschloß. Er stützte die Hände auf den Schreibtisch und sah sie an wie ein Gespenst. Dann schrie er auf in fassungslosem Entsetzen:

„Thora!“

Sie stand steif und wie aus Holz geschnitten an der Wand. Das viel zu weit gewordene Reisekleid hing ungeschön um ihren hageren Körper. Sie hielt den weichen Filzhut zusammengeknüllt in der Hand. Durch das dunkle, nachlässig gekämmte Haar zog sich von der Stirn bis zum Hinterkopf eine schneeweiße Strähne.

Dem Pfarrer wankten die Knie. Er fiel in den Stuhl vor dem Schreibtisch und fragte tonlos: „Wo kommst du her?“

„Aus dem Gefängnis!“ sagte sie kalt und müde: „Die Zeit ist um!“

Er legte die zitternden Hände um das kühle Tintenfaß: „Und da gehst du nicht heim zu deiner Mutter? Da kommst du zu mir?“

Sie lachte kurz und lautlos: „Meine Mutter ließ mich durch die Köchin an der Wohnungstür abweisen. Sag mal, Onkel Johannes . . . hat deine Schwester mich wirklich und wahrhaftig geboren?“

Johannes Durlacher würgte an seiner Entgegnung: „Deine Mutter hat das fürchtbare Unglück hart gemacht. Du mußt ihr Zeit lassen.“

„Nie wieder“, sagte sie leise vor sich hin: „Nie wieder im Leben betrete ich das Haus dieser Frau.“

Der Pfarrer erhob sich schwerfällig: „Du brauchst jetzt weibliche Obhut . . . brauchst ein schweesterliches Herz, das dir beisteht in der ersten Zeit . . .“

Er sah bestürzt den kalten Hohn in ihrem Blick und fügte hastig hinzu: „Du mußt zu Tante Rittmeister!“

„Ich werde mich hüten“, sagte sie trocken.

„So fahre ich morgen früh mit dir zur Geheimirätin!“

„Dann wird sie uns beide hinauswerfen.“

„So warst du schon dort?“

Thora Brandstätter holte tief Atem: „Nicht persönlich. Das Erlebnis mit meiner Mutter hatte mich vorfänglich gemacht. So hab ich an beide geschrieben. Sie haben prompt die Annahme verweigert.“

„Aber da ist doch noch deine Base Annette.“

„Seh dich wieder hin, Onkel Johannes! Du zitterst ja! Annette ist trotz ihrer vier Kinder eine höchst aparte Frau und glänzende Repräsentantin ihres feudalen Hauses. Der gute Friß trägt sie dafür auf den Händen und schenkt ihr jedes Jahr Brillanten zum Hochzeitstag. Aber als ich sie anrief, verwechselte sie mich erst mit ihrer Modistin und wollte einen großen Vortrag über ihre Frühjahrshüte vom Stapel lassen. Bis ich mit Mühe den Irrtum aufklärte. Da hängte sie schleunigst den Hörer ein.“

Johannes Durlacher ging mit schweren Schritten vom Schreibtisch zur Türe und nahm die kalte, schmale Frauenhand zwischen seine warmen Hände:

„Kind!“ sagte er leise und tief erschüttert: „Kind!“ Sie rührte sich nicht. Ihr Gesicht . . . vor zwei Jahren noch von sprühendem Liebreiz . . . war grau und alt. In ihren Augen stand kühle, überlegene Abwehr. Sie zog ihre Hand zurück und sagte gelassen:

„Es tut mir leid, daß ich dir Unruhe in dein stilles Haus tragen muß. Aber es muß gleich von vornherein gesagt werden: Du bist die letzte Station, Onkel Johannes! Wenn du mich auch fallen läßt, schieß ich mich tot.“

Da nahm er ihr leise den zerknüllten Hut aus der Hand und schloß sie in seine Arme: „So bleibe in Gottes Namen, bis du dich wieder findest.“

Sie sah hochmütig an ihm vorüber und sagte: „Bist du dir klar darüber, was für ein Kreuz du dir da auf-ladest? Ich bin ein Bruch an Leib und Seele . . . ich bin mit Gott und der Welt zerfallen . . .“

In Johannes Durlacher erwachte der Seelsorger. Er führte sie sanft vor den Schreibtisch und sagte:

„Mit der Welt bist du zerfallen. Das begreif ich. Doch mit dem da oben nie.“

Sie sah mit Widerwillen zu dem Kreuzifix an der Wand empor und wandte sich ab: „Spare dir jedes Wort. Damit weiß ich nichts mehr anzufangen.“

„Thora!“ rief er außer sich: „Du bist verloren, wenn du dich von ihm lossagst.“

Sie schaute ihm grade und feindselig in die Augen: „Was verlangst du eigentlich, das ich tun soll?“

Er legte die Hände auf ihre knöchigen Schultern: „Durchringen sollst du dich wieder . . . beten sollst du wieder . . . du bist immer ein frommes Kind gewesen.“

„Ich will dir mal etwas sagen!“ entgegnete sie von oben herab: „Als ich damals verhungert für mein ganzes Leben aus den Händen der Pfuscherin ins Krankenhaus kam, wurde im Zimmer neben mir ein sechzehn-jähriges Mädchen unter denselben Umständen eingeliefert. Bauchfellentzündung . . . mein Lieber! Zwei Tage und zwei Nächte brüllte sie vor Schmerzen, dann fing sie an, das Vaterunser zu schreien. Du kannst mir glauben . . . es schallte grauenhaft in der stillen Nacht durch die weiß-geputzten Wände. Sie schrie in hohem Fieber . . . viele Stunden . . . und kam immer nur bis zu der Bitte: Führe uns nicht in Versuchung . . . Führe uns nicht in Versuchung . . . Daran blieb sie hängen. Das schrie sie bis morgens um fünf. Mit diesem Schrei ist sie dann gestorben . . .“

Thora Brandstätter redete aufatmend die mageren Schultern: „Ich schwöre dir, Onkel Johannes . . . nie wieder im Leben bet' ich ein Vaterunser . . . Behältst du mich jetzt immer noch unter deinem Dach?“

Er sah in ihr graues, verfallenes Gesicht und rang nach Worten. Doch seine Kehle war wie zugeschnürt. Da fiel er vor dem Betstuhl nieder und weinte wie ein Kind.

Sie stand dabei und sah auf seine Erschütterung herab mit kühlem, geistesabwendendem Gesicht.

Die Nacht, die darauf folgte, war die Schwerste im Leben des strengen Herrn Johannes Durlacher. Er verbrachte sie wachend in seinem Studierzimmer unter dem großen Kreuzifix. Draußen tobte der Sturm um das Haus, riß die Ziegeln von den Dächern . . . ratterte an den Fensterläden und drehte die kreischenden Wetterhähne auf den Spitztürmen der Kirche. Johannes Durlacher aber litt zu Füßen seines Gottes, und nahm in tiefster Stille sein Kreuz auf sich.

Am Morgen lag Schnee auf dem knospenden Garten. In dem kalten Frühlicht des Märztages sah Thora Brandstätter auf dem schwarzen Ledersofa, grau und zerstört, die kluge Stirne unter der lieblos gekämmten Frisur von tiefen Furchen durchzogen, die Krawatte der viel zu weiten Hemdbluse nachlässig zum Knoten geschlungen.

„Nun beichte!“, sprach leise Johannes Durlacher: „Wie konnte dies alles nur geschehen.“

Sie hob hilflos die Hände und ließ sie wieder schwer herabsinken: „Was willst du wissen . . . wo soll ich be-ginnen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Pfeifer.

Skizze von Rudolf Raujol.

Schon lange, bevor der Lehrer Karl Biskritz sich auf die Geburt eines Sohnes zu freuen wagte, standen für ihn die Grundsätze fest, nach denen er ihn erziehen wollte. Er freute sich in seinen Träumen auf einen Knaben, dessen Wesen man lieben mußte. Der Ersehnte traf eines Tages, gleichzeitig mit der Morgen-sonne, in dem kleinen Schulhäuschen ein, aber als der Abend kam, ging es mit der Mutter zu Ende. Sie starb fast lächelnd vor Freude.

Der Knabe blieb in den ersten Monaten seines Lebens ebenso schweigsam wie der Vater, dessen Schmerz nur Schweigen kannte. Kein spontaner Schrei, kein singendes Lallen entquoll der jungen Brust. Zu Anfang des zweiten Jahres sollen Kinder gemeinhin das erste Wortgestammel bringen, er dachte nicht daran. Aber einmal, als niemand im Zimmer war, klang ein leises Pfeifen von der Wiege her, ein hilfloses Aufstülpen der Lippen begann zu tönen. Das Mädchen, das ihn pflegte, hörte es und wunderte sich, denn das Pfeifen schien fast trotzig und irgendwie einen eigenen Willen auszudrücken, und die Verwunderte dachte; Das wird einer! Sie nannte ihn bald den Pfeifer, und er verlor in der Folgezeit weder diesen Namen noch die Lust, mit aufgestülpten Lippen durch das Leben zu gehen.

Sein Vater war klug, feinsüßlich und still, und seine Art, Kinder zu erziehen, war nicht gewöhnlich. Aber er hatte nicht mit einem Sohn gerechnet, der pfeifen konnte. Pfeifen war ihm überhaupt unangenehm, es klang so nach Gasse und Auffälligkeit. Und so ähnlich entwickelte sich der junge Pfeifer. Sein Vater merkte schon vor der Schulzeit, daß es aussichtslos war, den Kleinen zu einem gescheuten Menschen zu machen, denn der hatte keine Freude an klugen Gedanken. Nicht einmal an guten. Er schien hart, grob und mit aller Unbekümmertheit auf den eigenen Vorteil bedacht; dazu lag er so gut, daß sein Vater immer rot wurde. Von allen Erziehungsmitteln blieb nur noch eine Weidenrute übrig, aber mit den Jahren stellte es sich heraus, wie wenig sie nützte und wie oft sie zerbrach. Vielleicht durfte man dem Jungen etwas Liebe zur Natur nachsagen, denn er konnte alle Vogel- und Tierstimmen nachahmen, und kein Hahn in der ganzen Umgebung krächte so gut wie er. Sonst sah er gern in der brennenden Sonne und tat nichts. In seinem Knabenleben gab es hier und da Beispiele für Freundestreue, Mut und Verzichtstüchtigkeit, aber es waren niemals die Erwachsenen, denen er seine besseren Gefühle zeigte. Ihnen gegenüber ging er in höchst auffälliger Weise seine eigenen Wege.

Mit vierzehn Jahren pfiß er schon den Mädchen nach, die sich freundlich nach ihm umsahen, denn er hatte eine schöne breite Stirn und ein weißes Gesicht, das wie aus Tannenholz geschnitten aussah. Etwa um dieselbe Zeit schrieb man seinem Vater, daß ein humanistisches Gymnasium nicht der rechte Ort für die Ausbildung des Jungen sei, der blieb seitdem im Dorfe. Mit siebzehn Jahren trieb er die ersten Liebeshändel und zwar gleich so toll, daß dem in Ehren ergrauten Vater das Maß voll schien. Er reichte dem Sohne den Rucksack und ein paar Geldstücke und machte hinter ihm die Türe zu. Dann saß der Vater schluchzend bei seinen Bienen, und der Junge strömerte pfeifend durch das sommerliche Land.

In Berlin gab es damals immer etwas zu verdienen. Er herbedete einen Gastwirt, ihn als Nachtigall in seinem Garten anzustellen, und so saß er gut versteckt hinter einem dichten Gebüsch am See und schlug und schluchzte mit seiner schönen Stimme, daß die Liebespärchen und auch ältere Gäste nie vor Mitternacht aufbrachen. Im Winter ging er auf irgend einen Hof, rief die Leute an das Fenster und lud sie zu einer Landpartie ein. Dann ließ er Hähne krähen, Hühner gadern, Enten schnattern, Frösche quaken, Vögel zwitschern, Kühe brüllen und spielte das dörfliche Leben am Morgen, Mittag und Abend. Wer in der Großstadt sollte da nicht begeistert sein!

Der große Krieg fand in ihm keinen Angsthaken. Der Pfeifer wurde ein sicherer und zäher Frontsoldat, aber der Friede und seine Heimkehrstimme erschütterten ihn irgendwie. Er wußte nicht recht, wohin. In den guten Friedensjahren vorher war ihm das Durchbrechen gefestigter Lebensgrundsätze, die Freude am Anderssein, fast Bedürfnis gewesen. Doch in der Wirrnis der Nachkriegsjahre begann er er das Chaotische fast zu hassen. Er nahm sich, wie alle Frontsoldaten, bald eine Frau und schloß mit ihr eine Ehe vor Standesamt und Kirche mit einer peinlichen Beachtung alles Gebräuchlichen. Ein tiefes Empfinden für die Ueberlieferung, Ordnung und reine, stille Lebensgestaltung war in ihm plötzlich erwacht, und er kannte sich selbst nicht mehr. Vielleicht war es auch nur eine versteckte Auffälligkeit gegen

die anderen, ein Pfeifen mit umgekehrten Vorzeichen. Wer weiß es?

Er beschloß, zu arbeiten. Seine Fähigkeit, Tierstimmen nachzuahmen, führte ihn in eine Schallplattenfabrik, und bald zwitscherte seine Stimme auf tausend Sprechmaschinen im ganzen Land. Merkwürdig, daß man mit einer kindlichen Spielerei so viel Geld verdienen kann! Als der Tonfilm aufkam, führte den Pfeifer sein Weg in die Büros der großen Filmkonzerne. Ehe er recht zur Besinnung kam, war er reich.

Eines Tages schenkte ihm seine Frau einen Sohn, auf den er sich lange gefreut hatte. Das Kind gedieh, aber es blieb still und sah in der Wiege alt und nachdenklich aus. Die Mutter, eine starke, gesunde Frau, wunderte sich darüber und noch mehr über das leise, halb geflüsterte Pfeifen, das manchmal aus der Wiege klang. Als der Vater das hörte, erinnerte er sich seiner Jugend. Auch die Worte des eigenen Vaters klangen von fern in sein Ohr: „Wie habe ich mich auf deine Geburt gefreut, ich opferte meine Frau für dich, aber du bist ein Lump geworden!“ Das alles machte ihn nachdenklich, so daß er sogar des Nachts von seinem Vater und der kleinen Dorfschule träumte. Und das ging solange, bis er in die einsame Gegend reiste, die seine Heimat war.

Die Sonne schien feierlich, und es sah aus, als ob es Sonntag wäre. Der Vater saß alt und ergaht im Garten, doch erkannte er den Sohn sofort, und dem fiel plötzlich der Bibelspruch ein: „Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag.“

Er streichelte dem Alten die welke Hand und erzählte, daß es ihm gut gehe. Der Vater sagte: „Ich höre jeden Tag dein Vogelgezwitscher aus der Schallplatte, aber deine eigene Stimme habe ich schon lange nicht gehört“, und der Pfeifer wunderte sich, daß er ihn nicht vergessen hatte. Sie setzten sich in die Laube. „Ich habe auch einen Sohn“, erzählte der Pfeifer. — „So“, sagte der Vater, und was er sonst sprach, war eigentümlich verworren, denn er war schon alt. „Mein Sohn“, fuhr der Pfeifer fort, „spricht fast gar nicht, aber er pfeift in der Wiege. Was kann man da tun?“

„Man läßt ihn pfeifen“, sagte der Alte nachdenklich, „fast alle Söhne pfeifen auf ihre Väter.“

Der Scharfrichter.

Skizze von Heinz Heitau-Berlin.

— daß im übrigen alle Privilegien unangetastet bleiben mögen und daß der Inhaber ihre Rechte wohl auszuüben pflegen.“ So stand es in der königlichen Kabinettsordre, die der König von Preußen nach der Besitzergreifung Pommere llens erließ. Die neuingesetzten, königlichen Beamten waren getreue Diener ihres Herrn. Sie hielten sich streng an den Wortlaut der königlichen Ordre. Die Privilegien wurden nicht angetastet; wer sie besaß, behielt sie. Doch war damit ein Ausübungsrecht verbunden, so ergaben sich nicht selten eigenartige Zwischenfälle, wenn die Beamten des Königs auf Ausübung des Privilegs bestanden.

Da lebte in der ehemaligen polnischen Stadt Dirschau ein biederer Bankier, der sein Vermögen, mit dem er seine Geschäfte trieb, nicht zuletzt einem Privileg verdankte, das schon von Großvater und Urgroßvater auf ihn gekommen war — dem Abbedereiprivileg. „Jedwedes gefallene Vieh“, hieß es darin, „so in Pommere llens zu Tode gefallen“, gehörte ihm.

Nun geschah es, daß im Gefängnis zu Dirschau ein zum Tode Verurteilter saß. Die neuernannten, königlich preussischen Richter hatten nichts Eiligeres zu tun, als dieses Urteil vollstrecken zu lassen. Also begannen sie nach dem Scharfrichter Umschau zu halten. Doch in der kleinen Stadt war seit undenklichen Zeiten kein Todesurteil mehr vollzogen worden. Pfllegten doch die ehemaligen Herren von Dirschau, die Deutschordensritter, ihre Gerichtsbarkeit selbst auszuüben und ihre Urteile zu vollstrecken. Nicht anders, als es ihre Nachfolger, die Könige von Polen, Jahrhunderte hindurch getan. Aber auf der Suche nach dem Scharfrichter entdeckten die gestrengen Gerichtsherrn des Königs von Preußen, daß diese Ausübung an ein Privileg gebunden war — an das Abbedereiprivileg.

Der Bankier und Ratsherr der Stadt Dirschau war nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens auf das Gericht geladen wurde. Aber noch größer wurde sein Erstaunen, als man ihm daselbst eröffnete, daß er auf Grund seines Privilegs der Abbederei die Pflicht des Scharfrichters zu übernehmen hätte, — wolle er nicht das Vorrecht verlieren, wie es die königliche Kabinettsordre gebot. Der Untertan stand lange verlegen vor dem hohen Gerichtshof. Was sollte er tun? Auf das Privileg verzichten? Das wäre sein wirtschaftlicher Untergang. Scharfrichter werden? Den etwas

Ältlichen, braven Mann schüttelte das Grauen. Dieses zweifelhafte Gewerbe verschollener Ahnen hatte er längst vergesen.

Bis ihm schließlich das Gericht kurzerhand auftrug, die Hinrichtung vorzubereiten.

Der ehrenwerte Bürger und Bankier mitsamt der Familie und allen Anverwandten verbrachte Tage und Nächte in schlafloser Erregung. Dazu kam, daß der Rat der Stadt beschloß, ihn seiner Ratsherrenwürde zu entkleiden, wenn er das Scharfrichtergerwerbe ausüben würde. Die Situation war verzweifelt und komisch zugleich. Eine Eingabe an den König von Preußen hätte nichts genützt. Der König führte Krieg in Schlessen und hatte andere Sorgen.

In der Woche nach jener peinlichen Unterredung teilte dennoch der Bankier den Richtern mit, daß seine Vorbereitungen soweit erledigt wären und er das Gericht nun hätte, den Termin der Hinrichtung zu bestimmen. Das geschah. Doch während sich die ganze Stadt mit diesem Ereignis im voraus beschäftigte und das Blutgerüst gebaut wurde, verschwand der Verurteilte plötzlich und unbemerkt. Als man dies entdeckte, war keine Spur mehr von ihm zu sehen. Böse Zungen behaupteten, der Bankier und Ratsherr hätte ihn mit Hilfe seiner Anverwandten entweichen lassen und ihn sogar mit reichlichen Mitteln versorgt.

Der auf diese Weise vom Tode zum Leben beförderte Verbrecher war der Pole Podnaski, der in der Schlacht bei Princetown am 3. Januar 1777 unter Washingtons Oberbefehl den englischen General Cornwallis schlug.

Das Beweisstück.

Groteske von Josefa Meh.

Ein Dienstmädchen nahm Graupe das Paket mit Kolonialwaren ab, trug es nach der Küche und ließ ihn so lange im Korridor allein. Am Garderobehalter hing eine Hose, dunkelgrau und hellgrau, etwas auffallend gestreift, gerade Graupes Geschmack.

Er dachte, meine ist „durch“, und ich hab keine andere. Eine neue kostet . . . Bevor er den Kostenanschlag fertiggedacht hatte, befand sich die Hose schon zwischen den beiden Paketen, die er noch fortzubringen hatte. Als das Mädchen zurückkam, ihm das Geld für die abgelieferte Ware zu geben, fing er an zu zittern. Als sie ihm ein Trinkgeld gab, wurde er rot.

Auf der Treppe dachte er: „Ich trag sie wieder raus.“ Und auf der Straße: „Der Herr da oben hat mindestens drei oder vier Hosen, ich habe nur die eine, die bald so gut wie keine mehr ist.“

Als ob seine alte Hose ihm recht geben wollte, verlor sie am nächsten Tage ihre schon recht sadenscheinig gewordene Basis und fiel in Fäden. So mußte die neue sogleich an ihre Stelle treten. Neu war sie eigentlich nicht mehr, nicht mal „so gut wie neu“, sondern wies bereits einen Faden in der benutztesten Gegend auf. Doch das störte Graupe nicht, besonders dort nicht, wo ja nur die anderen Leute es sahen; er freute sich ihrer Streifen und war glücklich. Doch „das Schicksal arbeitet schnell“, die Hose wurde verminkt. Das Mädchen wurde gefragt. Die Hose wurde gesucht. Das Mädchen wußte nichts. Die Hose wurde nicht gefunden. Das Mädchen dachte nach. Die Hose blieb verschollen. Das Mädchen sagte: „Da war ein junger Mann . . .“

Das Schicksal — für Rechtsangelegenheiten im allgemeinen — schritt sogar sehr schnell. Kaum gedacht, sah Graupe schon auf der Anklagebank. Anschuldsvoll sah er da, den Kopf voller Loden, die Augen voller Tränen und leugnete mit treuherziger Betonung. Warum sollte gerade er die Hose genommen haben, wo so viele Leute tagsüber in das Haus kamen! Sein Rechtsanwalt, jung und frisch, und voller Zuversicht einem später mal gefüllten Wartezimmer entgegenblickend, sah das vollkommen ein. Er plädierte auf Freisprechung. Sah sein Klient nicht da wie ein Lämmchen auf der Weide? Harmlos mit kindlichem Zutrauen in die Kunst seines Verteidigers. Wärmer und wärmer wurde die Verteidigungsrede. Hatte jemals etwas Kindhaft-Keineres auf der Anklagebank gegessen, als dieser unberührte Jüngling mit dem frischgewaschenen Gesicht und dem freien Blick? Konnte man daran zweifeln, daß seine Seele ebenso sauber war wie das Äußere?

Er war maffellos. — Wenn auch nicht gerade aus diesem Grunde, so wurde Graupe doch aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Innig blickte er auf seinen Verteidiger, während sich der Kläger auf unangenehme Weise breitmachte. Alle Sympathien gehörten dem Freigesprochenen. Und es war gerade, als ob Graupe sich an der Sonne dieser

Sympathie noch lange wärmen wollte, denn nachdem ihm bekanntgegeben war, daß er sich nun erheben und der Freiheit entgegengehen durfte, blieb er ruhig lächelnd auf der Anklagebank sitzen.

Und während sich der Kläger so unzweideutig über die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege echauffierte, daß er in Strafe genommen werden mußte, blieb Graupe in schöner Friedlichkeit am Platze, als habe er vor, für alle Zukunft auf der Anklagebank Unter zu werfen. Auch als der Richter bedeutete, er könne gehen, blieb er noch.

Schließlich ging, ein wenig peinlich berührt von so viel Anhänglichkeit, der Rechtsanwalt auf seinen Klienten zu und sagte ihm, daß er sich nun entfern könne. Aber Graupe sah ihn nur herzlich an und blieb im übrigen sitzen.

„Herr Graupe“, flüsterte der Rechtsanwalt, verstehen Sie denn nicht, Sie können nun gehen.“

Worauf Graupe entgegnete: „Ne, kann ich nich.“

Da riß dem Rechtsanwalt die Geduld: „Mann, stehen Sie auf und gehen Sie mit Gott!“ rief er, der sonst gar nicht mal so besonders fromm war, Graupe aber klammerte sich geradezu an die Anklagebank.

Machen Sie, daß Sie fortkommen! raunte ihm erzürnt der Rechtsanwalt zu, denn einige Leute waren bereits aufmerksam geworden auf den standhaften Freigesprochenen.

„Ich kann ja nicht! Herr Rechtsanwalt“, stöhnte Graupe.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ atmete sein Verteidiger auf.

„Dieses weniger, aber wenn ich aufstehe . . ., erst muß der Kläger weg sein!“

„Mensch, machen Sie doch keine Szenen! Sie hemmen ja den Gang der Verhandlung und ziehen die Aufmerksamkeit von Gerichtshof und Publikum auf sich!“

„Aber wenn er mir nun auf die Beine sieht!“ gab Graupe erregt zurück. Auf die . . .? Sie sind geistesgestört“, stellte mit wiedererlangter schöner Gelassenheit der Rechtsanwalt fest.

„Ne, ne“, flüsterte beruhigend Graupe, „keine Bange, Herr Rechtsanwalt, bloß . . . ich hab sie nämlich an, die Hose . . .“

Welt u. Wissen

Die Sonne besiegt den Sturm. Interessante Messungen hat man kürzlich an dem Pariser Eiffelturm vorgenommen. Man wollte nämlich feststellen, ob der Wind den Turm in heftigere Schwingungen zu versetzen mag als die Sonnenwärme, die die Stahlkonstruktion zur Ausdehnung bringt. Die genauen Messungen, die man vornahm, haben nun — wie die „Amschau“ berichtet — ergeben, daß bei Sturm die 300 Meter hohe Spitze in einer elliptischen Kurve schwingt, deren Achse 10 und 7,5 Zentimeter betragen. Dagegen sind die Ausschläge viel größer, die die Bestrahlung an einem Sommertag hervorruft. Der Turm neigt sich stets von der Sonne weg, denn die bestrahlte Seite dehnt sich ja stärker aus. Man hat als Ausgangspunkt die Stellung gewählt, die der Turm um 5 Uhr morgens einnimmt. Die Untersuchungen haben ergeben, daß die Turmspitze bis 9 Uhr morgens um 16 Zentimeter nach Westen neigt. Dann erst lehrt der Ausschlag nach Süden ein, der bis 1 Uhr mittags 9 Zentimeter beträgt. Am Nachmittag neigt sich die Spitze um 7 Zentimeter nach Osten, und im Laufe der Nacht lehrt sie dann in ihre Ausgangsstellung zurück.

Sah so stark wie Stahl. Außerlich betrachtet, scheint die Widerstandskraft, die ein Menschenhaar aufzubringen vermag, gering zu sein. In Wirklichkeit ist sie aber ungewöhnlich groß, was daraus hervorgeht, daß Stahl nur doppelt so widerstandsfähig ist, wie das dünne Menschenhaar. Natürlich gibt es verschiedene Abstufungen, je nach der Farbe des Haares. In dieser Farbenordnung zeigen die hellbraunen Haare den größten Widerstand. Es folgen die dunkleren braunen Farbtöne, dann kommen die blonden und die roten Haare; die geringste Widerstandskraft zeigen die grauen Haare. Diese Tatsache ist das Ergebnis von Versuchen, die der amerikanische Physiker Clement Brown in gemeinsamer Arbeit mit dem Verband der New Yorker Friseure angestellt hat. Danach kann ein Frauenhaar mittlerer Widerstandskraft ein Gewicht von 110 Gramm tragen, ohne zu reißen. Ein Quadrat Zoll dieses Haares hat eine Spannkraft von 13.170 Kilogramm und steht in dieser Beziehung nur um 50 Prozent hinter der des Stahls zurück. Die Versuche haben außerdem bewiesen, daß die Kraft und Stärke des Haares nicht nur mit der Farbe, sondern auch mit dem Alter wechselt.